

Monika Sznajderman

DIE PFEFFER FÄLSCHER

Geschichte einer Familie



Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag



Monika Sznajderman

DIE PFEFFERFÄLSCHER

Geschichte einer Familie

Aus dem Polnischen und mit
einem Nachwort von Martin Pollack

Jüdischer Verlag

Die Originalausgabe erschien 2016 u.d.T.
Falszerze pieprzu. Historia rodzinna
im Verlag Czarne, Wołowiec

Erste Auflage 2018

© Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag Berlin 2018
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und
Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54290-1

DIE PFEFFERFÄLSCHER

*Für Papa – statt eines Vorworts
Meinen Kindern schon jetzt
Meinen Enkeln, wenn sie heranwachsen*

Meine früheste Erinnerung aus der Kindheit betrifft die Küche, oder eigentlich den Küchentisch. Das Fenster ging auf den Lichthof eines innerstädtischen Mietshauses in der ulica Okólnik in Warschau. Der Tisch stand unter dem Fenster, und seit ich mich erinnern kann, saßen wir an ihm in unveränderter Ordnung: auf der linken Seite mein Vater, daneben ich, am oberen Ende des Tisches Mama, rechts vom Fenster Mamas Mutter, also Großmutter Maria, und neben ihr – abhängig vom jeweiligen Tag – Großvater, eine Cousine oder Tante aus meiner zahlreichen polnischen Familie. Auf dem Tisch lag ein Wachstuch mit buntem Blumenmuster. In der Küche war es dunkel, und es brannte immer Licht, weil keine Sonne in den Lichthof fiel, und über dem Tisch hing eine selbst für ein Kind spürbare reglose Spannung. Vater sprach wenig, in der Regel schwieg er, in der Unterhaltung dominierte Großmutter. Schon bei ihren ersten Worten sprühten Funken durch die Luft, und es kam zu kleinen elektrischen Entladungen. Mama linderte die Auseinandersetzungen.

Die hitzigste – und sich stets wiederholende – drehte sich ums Essen. Dank der gesellschaftlichen Kontakte Großmutter ins Ausland bekamen wir viele Pakete von ihren zahllosen Freundinnen, Angehörigen der weißen russischen Emigration in Frankreich und England. Ich war eine schlechte Esserin, und auf unserem Tisch erschienen Speisen, von denen man in Gomułkas Polen noch nie gehört hatte. Ich erinnere mich nur an die verhasstesten, über denen ich die längste Zeit in Qualen zubrachte: Rotbarschfilet mit Kapern in Béchamelsauce, Hirn in Kokillen, gebratene Bananen (während das Kind von frischen träumte, deren Kauf

an ein Wunder grenzte), irgendwelche raffinierten Aufläufe mit Spargel und Chicorée (Großmutter nannte sie »gratin«), alles unter einem schrecklichen Béchamel begraben, und dazu ölige und fade Oliven. Ich war überzeugt, dass man in allen Häusern so aß. Als ich daher zum ersten Mal in ein Ferienlager nach Świder fuhr, bat ich die verblüffte Erzieherin, mir solche Speisen unter keinen Umständen vorzusetzen.

Wenn ich über einem Teller, gefüllt mit diesem oder jenem Auflauf, saß, meine Tränen hinunterschluckte und auf den Moment wartete, da ich die Reste des Essens auf dem Balkon, in dem Topf mit dem Zitronenbäumchen vergraben konnte (ach, warum kann ich nicht wie andere Kinder Fleisch mit Fett, Karotten mit Erbsen und Kartoffeln mit Soße in der Schulkantine essen, wo es verführerisch nach Malzkaffee und feuchten Putzlappen duftet?), mischte sich mein Vater ein, und es folgte die einzige erzieherische Lektion, die er mir jemals erteilt hat. Ich weiß noch, wie er damals sagte: »Als ich ein Kind war und etwas zum Frühstück nicht essen wollte, bekam ich es zum Mittagessen, und wenn ich es auch zu Mittag nicht aß, dann zum Abendessen.« Nach dieser Ansprache verließ er jedes Mal die Küche. Ich habe mir die Worte gemerkt, denn schon als kleines Kind spürte ich die unbegreifliche Dissonanz zwischen ihrer – wie mir damals schien – Rücksichtslosigkeit und der alltäglichen außerordentlichen Milde meines Vaters.

Erst viele Jahre später begriff ich, wie stark die Erinnerung an diesen Grundsatz in seinem Denken verbunden war mit seinem Elternhaus und der Gestalt seiner Mutter und mit dem Glauben, dass es eben ihre Lektion war, die ihm ermöglichte, den Hunger in den verschiedenen Lagern zu überstehen. Im Gespräch mit Barbara Engelking sagte er: »Sie war sehr konsequent und bestimmt. Sie schaute darauf, dass alles aufgegessen wurde, was auf den Teller kam. Wenn ich darauf bestand, etwas nicht zu essen, bekam ich ständig dasselbe Gericht vorgesetzt. Das dauer-

te manchmal sogar ein paar Tage – bis einer von uns nachgab. Damals lernte ich, alles zu essen – was mir später, in Zeiten des Hungers, zugutekam.«

Nein, damals habe ich nichts begriffen.

Es gab Momente, in denen mein Papa auflebte. Das war dann, wenn sich unser Haus mit ausländischen Düften füllte: von Zigaretten, Waschpulver und Parfüms, wenn scheinbar polnische, aber mit einem unbekanntem, harten Akzent ausgesprochene Wörter durch die Luft zu fliegen begannen, wenn das Wort »Juden« und verschiedene fremde Vornamen auftauchten – Fela, Frania, Stefa, Rózia, Stach ... Auch der Name Korczak wurde genannt, und zwar nicht im einzigen mir damals bekannten Zusammenhang des ungeliebten »König Maciuś der Erste«. Denn der Cousin meines Papas, Stanley Robe (im vorigen Leben, vor der Ausreise aus Polen, Stach Rozenberg), war Vorsitzender eines australischen Komitees, das Korczaks Namen trug. Wir gingen mit ihnen in Hotels abendessen – in den Himbeersaal im Grand Hotel, und in späteren Jahren ins Forum (die Küche war nicht so gut, wie man sagte, und die Kellner waren arrogant), und nach ihrer Abreise musste ich mit kindlicher Ungeduld zahllose Postkarten an die »liebe Stefa«, die »liebe Fela« und den »lieben Stach« unterschreiben. Als Antwort trafen in Paketen mit bunten Briefmarken diverse Koalabären und Kängurus in allen erdenklichen Formen bei uns ein: Als Plüschspielzeug, als dreidimensionale Postkarten, als Aschenbecher, als Schlüsselanhänger und Glasuntersätze. In meiner frühen Kindheit war ich offenbar der Meinung, dass Australien, wo unsere Verwandten wohnten, ein Teil Polens war, eine ferne Überseekolonie.

Daher fragte ich gar nicht danach, wie es kam, dass sie sich dort befanden, dass sie Anfang der zwanziger Jahre gemeinsam ein Schiff bestiegen hatten und nach Australien gefahren waren. Lange Zeit verband ich das auch nicht mit der Tatsache, dass sie als Einzige den Krieg überlebt hatten und wie Geister aus

einer verschwundenen Welt, mit ihren Vornamen, ihren Erzählungen und ihrem seltsamen Akzent, unsere Küche in der ulica Okólnik besuchen konnten. In der Kindheit erschien mir das alles völlig natürlich. Ich wusste, dass dein Großvater Selim einen Bruder namens Józef gehabt hatte, der im Jahre 1896 in der ulica Świątojerska 30 in Warschau gewohnt hatte und nach Auskunft des *Illustrierten Kalenders von Józef Unger für das Schaltjahr 1896* Assistent eines Rechtsanwalts gewesen war. Dass dieser Józef einen Sohn namens Adolf und Enkelkinder hatte: Stach und Irena. Dass diese wiederum mehrere Kinder hatten. Dass die Schwester deines Großvaters, Salomea, einen Leon Czapnik geheiratet und mit ihm drei Töchter und einen Sohn gehabt hatte: Fela, Rózia, Stefa und Zygmunt. Dass diese Kinder ebenfalls geheiratet und viele Kinder hatten und dass daher meine kindliche Vorstellung, wonach in Australien Polen wohnten (wenn auch etwas andere als die hier in Polen), in einem gewissen Sinn durchaus berechtigt war. Ich stellte mir vor, dass diese seltsamen Polen, die eigentlich keine waren, im Busch mit Kängurus und Koalabären wohnten, und ich wusste, dass sie Juden hießen. Diese exotische Anhäufung von Begriffen und Bildern – Australien, Juden, Busch, Kängurus und Koalabären – sollte mich durch meine gesamte Kindheit begleiten.

Pension der Erinnerung

So also kehren sie wieder, die Toten.

W. G. Sebald, *Die Ausgewanderten*

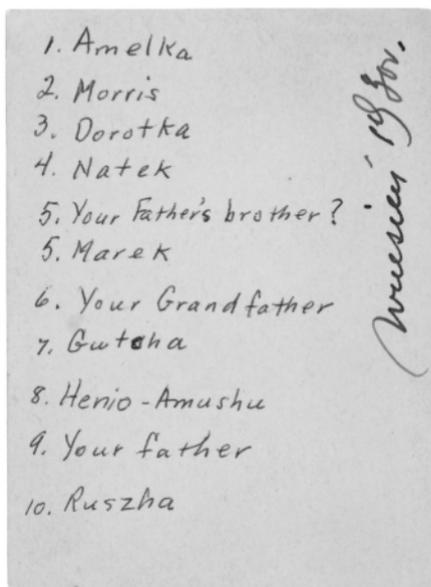
Er wird immer weniger. Er gibt der Welt einen Teil dessen zurück, was er ihr in knapp neunzig Jahren durch seine physische Anwesenheit genommen hat. Die Mäntel werden zu weit. Im Zimmer scheint es mehr Platz zu geben. Er geht ungern aus. Er verschwindet. Wie sie alle.

Ich würde ihn gern am Ärmel packen und nie mehr loslassen.

Was sind die Orte, die die Erinnerung verloren haben? Die die menschliche Erinnerung meidet, die sie nicht mehr berührt? Und was ist das für eine verschwendete Erinnerung, die in den Wolken wabert, anstatt zu erzählen und die Geschichte zurückzurufen?

Orte, um die die Erinnerung sich nicht mehr kümmert, sterben. Sie verwildern und verwüsten, sie werden überwuchert vom Grün des Vergessens. Wie dieses bewaldete, verlassene Stück Boden zwischen den Häusern im Warschauer Vorort Miedzeszyn.

Im Gespräch mit Barbara Engelking hast du erklärt: »Ich musste einfach einen Vorhang über das werfen, was einmal war, um mich irgendwie an das anpassen zu können, was später kam. Es war völlig unmöglich, diese beiden Welten miteinander in Übereinstimmung zu bringen. Und später konnte ich schon nicht mehr zu diesem ›Früheren‹ zurückkehren. [...] Ich habe wohl, vielleicht unbewusst, die Tür zur Vergangenheit zugeschlagen. Das war ein bisschen ein Selbstschutzmechanismus. Und dann ist es mir nicht mehr gelungen, sie zu öffnen.«



Wie fühlst du dich jetzt, wenn sie zurückkehren: die Gesichter, die Ereignisse und Orte? Wenn sie nach über siebzig Jahren in der Nacht kommen wie Diebe, um dir deine Ruhe und den Schlaf zu rauben? Bis jetzt haben sie ruhig gewartet, in den Warteraum der Erinnerung gestopft, doch jetzt toben sie erbarmungslos herum.

Es hat vor drei Jahren mit einem Brief vom Gericht begonnen. »Das Bezirksgericht Warszawa Praga-Południe verständigt Herrn Marek Sznajderman von einer Verhandlung über eine Ersatzung. Die Causa betrifft das Grundstück im Umfang von eineinhalb Hektar mit der Nummer ... Warszawa-Wawer«. Und Bilder. Auf den Bildern ein Wald. Und ein Stück Boden zwischen Villen der Warschauer Vorstadt. Abgeknickte Zweige, eine kleine Wiese zwischen Kiefern und Birken. Die einzige Spur menschlicher Tätigkeit ist ein Trampelpfad, der in einer Abkürzung zu den Bahngleisen führt, und zu Stapeln gehäuftes Reisig.



Du hast nicht gewusst, worum es ging. Nein, dort besitzt du keinen Grund und Boden. Alles wurde nach dem Krieg verkauft, ging in fremde Hände über. Es gibt also nichts mehr. Am liebsten würdest du sagen: Es hat nichts gegeben.

Aber auf Vorkriegsfotografien lebt dieser Ort. Dort steht ein Haus, groß, aus Holz gebaut, einstöckig. Das ist die Villa Zaczysz, auch Villa Rozenberg genannt. Am 19. April 1927 erscheint in der polnisch-jüdischen Zeitung *Nasz Przegląd* (Unsere Rundschau) eine Annonce: »In der Pension von G. Rozenbergowa in Miedzeszyn (eigene Villa, Elektrizität) befindet sich eine ärztliche Ordination unter der Leitung von Dr. med. L. Sznajderman. Quarzlampe, Sollux-Lampe, Diathermie, Elektrotherapie, Lichtbäder. Telefon in der Pension: Podmiejski Radość 2.« Von da an wird regelmäßig eine ähnliche Anzeige geschaltet, bis deine Mutter Amelia die Pension übernimmt und sie als »Pension

von Frau Dr. Sznajderman, früher Rosenbergowa in Miedzeszyn, Villa Rosenberg. Nachricht an die Adresse oder vorstädtisches Telefon Radość 2« annonciert.

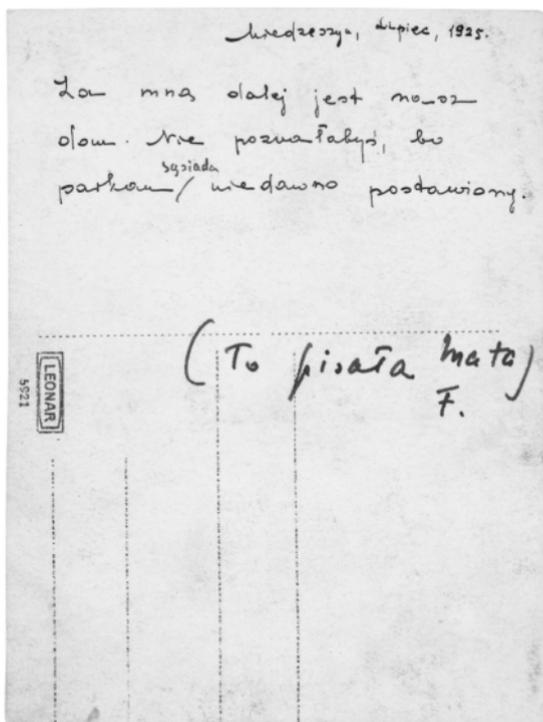
G. Rozenbergowa – der Name wird mal mit »s« und dann wieder mit »z« geschrieben – ist deine Großmutter und meine Urgroßmutter Chana Gitla, geborene Weissbaum, zu Hause Gucia genannt, polnisch Gustawa. Dr. med. I. Sznajderman, das ist dein Vater Ignacy, ein Neurologe. Außer dem Preis für die Zimmer, der zwischen vier und sechs Złoty beträgt, bezahlten die Sommerfrischler noch die Gemeinde- und die Hotelabgabe in Höhe von zwanzig bis dreißig Groszy pro Tag und Person.

Die Villa Rozenberg ist also ein komfortables Haus, mit Elektrizität, das die modernsten medizinischen Leistungen anbietet. Es rühmt sich einer verglasten Terrasse und einer Veranda, gedacht für die sommerliche Erholung, die sogenannte Sommerfrische. Die Veranda ist geräumig, dort steht ein Topf mit einer großen Palme. Die Terrasse ist ebenfalls groß, auf den Fotografien fasst sie die ganze umfangreiche Familie. Das Haus besitzt die für den sogenannten Świdermajer-Stil der Warschauer Vorstadt typischen durchbrochenen Balkonverzierungen und die leichte Konstruktion. Wie die meisten dieser Gebäude wurde es vermutlich als Riegelbau errichtet und aus Kiefernholz gebaut. Es steht auf einer Waldwiese, durch die Kiefern leuchtet die Sonne. Und so wird es bleiben, so wird es mir immer erscheinen: Ich erinnere mich nur an sonnige Tage und so weiter, obwohl ich natürlich weiß, dass das nur deshalb so ist, weil Henryk, dein Onkel und gleichzeitig Fotograf der Familie, nur an solchen Tagen den Apparat hervorholte.

»Geschnitzte Veranden, verborgen hinter Jasminsträuchern, und Fensterläden mit ausgesägten Sternchen, umgeben von wildem Wein, der entlang der Fenster gleichmäßig zurückgeschnitten wurde, um das Licht hereinzulassen. Galerien, Türmchen, Turmspitzen auf schuppigem Dach, mit Wetterhahn oder ohne.

Und wenn nicht mit Hahn, dann mit Fähnchen. Und verglaste Veranden, Liegehallen, damals war das der letzte Schrei. Hohe, trockene Räume mit großen Fenstern, sonnig, für brustkranke Christen und Israeliten. Sommer- und Winterbetrieb, im Erdgeschoss und im ersten Stock, zu günstigen Preisen. Im ersten Stock war es billiger, weil man die Treppe hinaufgehen musste, dafür war es gemütlicher. Alles ganz nach Wunsch, für die Kur- und Sommergäste gab es jeden Komfort, Elektrizität, Wannen, Duschen, heißes und kaltes Wasser.«^t So rekonstruiert der Autor Piotr Paziński in seinem Debütroman *Die Pension* jene Welt.

Ich weiß nicht, und auch du weißt es nicht, wer das Haus gebaut hat. Es wurde vermutlich gleich nach dem Krieg errichtet, vielleicht Anfang der zwanziger Jahre, von einem der zahlreichen Zimmerleute, die sich auf den von Michał Elwira Andriolli begründeten Stil spezialisierten. Die reiche und weitgehend assimilierte Familie Rozenberg stammte aus Warschau. Ich weiß nicht genau, wann und weshalb Gustawa, geborene Weissbaum, und Selim Rozenberg beschlossen haben, nach Miedzeszyn zu ziehen. So wie ich nicht weiß, warum ihr Haus im Prospekt *Faleńcicer Sommerfrischen* aus dem Jahr 1938 nicht verzeichnet ist. Das Haus hat doch existiert, so wie deine Großeltern und die weitere zahlreiche Familie existiert haben (Großvater Selim hatte einen älteren Bruder, Józef, und eine Schwester, Salomea, die Großmutter Gustawa hatte die Brüder Jerzy und Maurycy sowie die Schwester Rózia). Dein introvertierter, schüchterner Vater war sogar Mitglied der Revisionskommission der 1925 gegründeten Gesellschaft der Freunde von Miedzeszyn mit Sitz in der ulica 11 Listopada 5. Das Haus existierte, und deine Mutter Amelia liebte es, sich davor fotografieren zu lassen. Das Bild aus dem Jahr 1925 ist von ihrer Hand beschriftet: »Weiter hinter mir ist unser Haus. Du würdest es nicht erkennen, weil vor kurzem der Zaun des Nachbarn errichtet wurde. Miedzeszyn, Juli 1925.« Diese Fotografie und der Werbespekt sind die einzigen greifbaren Spuren.



Sonst könnte man an dem allen zweifeln.

Denn heute gibt es keinen Zaun mehr, keine Amelia, die zu Hause Mata gerufen wurde, geboren in Warschau am 15. Januar 1904. Amelia, voller Leben, auf den Fotografien immer in phantasievollen Posen, in weißen oder bunten Kleidern, manchmal geradezu verkleidet, mit dir und deinem jüngeren Bruder Albert, Aluś genannt. Es gibt deinen Großvater Selim Rozenberg nicht mehr und auch nicht seine Frau Chana Gitla, geborene Weissbaum (manchmal auch Wajbsbaum geschrieben), noch ihre Söhne, das heißt deine Onkel: den Fotografen Henryk und Natan, zärtlich manchmal Natek gerufen.

Sie haben nur auf diesen Fotografien überlebt. Fotografien, die



durch ein Wunder gerettet, sorgsam aufbewahrt und dir erst vor ein paar Jahren aus Amerika geschickt wurden. Zusammen mit Briefen und dieser bestickten kleinen grauen Leinentischdecke, die Amelia vor dem Krieg für die geliebte Cousine gefertigt hatte. Die Erzählung vom Schicksal dieser Bilder, die jenseits des Ozeans die Shoah überdauert haben – weil Amelia gern schrieb und ihre Cousine liebte und ihre Lebensgeschichte mit ihr teilen wollte, die also überdauerten, und noch dazu in unversehrtem Zustand, und dann dank der überraschenden und wunderbaren Effizienz der amerikanischen und polnischen Post uns fanden und nach über siebzig Jahren zu dir zurückkehrten –, das ist eine symbolische Erzählung vom Leben in der Welt vor dem Holo-